

Reales reicht ihr nicht

„Ich war immer lieb. - Eigentlich wie ein Schaf,“ sagt Anke Dinkelbach. Das heißt, als Mädchen schlug sie sich folgsam eine Schauspielerkarriere aus dem Kopf, die einst auch für ihren Vater das Größte war. Der stand als junger Mann mit Horst Tappert zusammen auf der Bühne. Seine Tochter sollte etwas Bodenständiges lernen. Das tat sie. Dennoch bewegt sie sich heute auf künstlerischen Pfaden.

Anke Dinkelbach gehört nicht zu jenen Malerinnen, die mit ihrem Talent bereits Mitschüler im Kunstunterricht neidisch machten. Was anderen damals auffiel, war allenfalls ihr Hang zur Kreativität. Den erbte sie von ihrem Vater. Er war zusammen mit dem späteren Derrick-Darsteller Horst Tappert zur Schauspielschule gegangen, brach seine Ausbildung allerdings aus finanziellen Gründen ab. Als die Eltern dann witterten, ihre Tochter könne womöglich in die Fußstapfen ihres Vaters treten, warnten sie erfolgreich vor einer „brotlosen Kunst“. Anke tat, was sie ohnehin ständig tat: „Ich habe als Kind immer schon die Wohnung meiner Eltern eingerichtet. Im Kopf,“ stellt sie klar. Also studierte sie Innenarchitektur.

Als Gestalterin von Wohnräumen hinterließ sie auch innerhalb der eigenen Wände deutliche Spuren. Ihr Zuhause, ein 365 Jahre alter Landsitz in Wülfrath, nahe Wuppertal, beherbergt zwei Welten: stilvolle Wohnkultur aus uralten Hölzern und farbige bis skurrile Extravaganzen des 21. Jahrhunderts. Von den Wänden blicken in erster Linie eigene Darstellungen von Kindern und Tieren auf ihre Betrachter herab. Das sind als Malerin „meine Themen.“

Um wild lebende Tiere zu beobachten, muss sie sich nicht zwangsläufig auf Exkursion begeben. Sie braucht lediglich hin und wieder aus den Sprossenfenstern ihres alten Gemäuers zu sehen. Schließlich liegt ihr Haus umgeben vom hohen Baumbestand eines 15 000 Quadratmeter weiten Parks, in dessen Urwüchsigkeit sich nicht nur Fuchs, Kranich und Reh gute Nacht sagen. Neben wild lebenden Kreaturen zieht es auch Menschen aller Altersgruppen dort hin. Sie quartieren sich in Anke Dinkelbachs Malschule ein, um das Einmaleins der Malerei zu lernen.

An Tieren mag sie, was sie auch an Kindern anspricht. Sie nennt es „das Unverfälschte. Das Tier ist wie es ist. Das verstellt sich nicht. Kinder tun das auch nicht.“

Ihre Auffassung bezüglich der Tierwelt teilt Anke Dinkelbach mit einem ihrer künstlerischen Vorbilder, dem expressionistischen Maler Franz Marc. Das Tier war sein nahezu einziges Bildthema. In seinen Augen war es schöner und reiner als der Mensch. Marc, der neben Wassily Kandinsky, August Macke und Paul Klee zu den wichtigsten Vertretern der Künstlergemeinschaft „Der blaue Reiter“ gehörte, malte das Tier abstrakt. Nicht, weil er etwa nicht fähig gewesen wäre, es detailliert und haargenau so zu malen, wie es dem menschlichen Auge vertraut ist. Im Gegenteil:

Die detaillierte, scheinbar naturgetreue Darstellung hätte nicht hinreichend gezeigt, was Marc unbedingt vermitteln wollte. Ihm reichte es nicht, Form und Farbe des Tieres zu zeigen. Was er den Betrachtern seiner Bilder präsentieren wollte, war das Wesen des Tieres, die charakteristische Atmosphäre, die das Tier verbreitet und die Aura, in der es sich befindet.

Das strebt auch Anke Dinkelbach mit ihren Bildern an. Sie sagt: „Ich abstrahiere, weil ich mich auf das beschränke, was mir wesentlich ist: das Wesen des Tieres, das, was die reine Form kaum verraten kann.“

Expressionistische Künstler und auch Anke Dinkelbach tun im Grunde nichts anderes als alle Menschen, die ihrem Gegenüber partout etwas ganz Wesentliches mitteilen wollen. Um besonders anschaulich zu „erzählen“, benutzen sie Bilder, die eigentlich nichts mit dem zu tun haben, was sie beschreiben. Das tun auch Jäger. Und zwar recht häufig. Da verharrt jemand bereits seit Stunden auf seinem Hochsitz. Wartet. Die Kälte frisst sich beharrlich durch seinen Körper. Ansonsten passiert nichts. Dann auf einmal tut sich was im Gehölz. Eine Rotte Sauen zieht vor ihm auf die Fläche. Nach Stunden des Ansitzes kommt dem Jäger das, was er jetzt erlebt, fast unwirklich vor. Mitten in der Rotte ein starker brechender Keiler. Einer, von dem der Mann auf dem Hochsitz bereits sein Jägerleben lang träumt. Er kommt zu Schuss, der Keiler liegt.

Erfüllt von diesem Abend erzählt er am nächsten Tag einem Jagdkameraden, was er erlebte. Er könnte sagen: „Ich habe gestern um 21.30 Uhr einen starken Keiler geschossen.“ Das sagt er aber nicht. Stattdessen beschreibt er seine Beute als „einen solchen Schrank,“ der plötzlich auf die Fläche polterte und deutet dessen kapitale Ausmaße an, indem er seine Handfläche fast bis auf Halshöhe hebt. Das „Bild“, das er auf diese Weise „zeichnet“, hat mit der Realität nichts zu tun. Das weiß er und das weiß auch der zuhörende Jagdkamerad. Dennoch hat der erfolgreiche Jäger mit seiner bildlichen Beschreibung das Wesentliche seiner Mitteilung atmosphärischer, umfassender und klarer ausgedrückt als mit einer rein sachlichen Information. Denn der Zuhörer kann nachempfinden, was der Erzähler erlebte.

Ähnlich wie Anke Dinkelbach das Wild darstellt, verfährt sie mit der umgebenden Natur. Auf die Frage, welche Rolle Bäume, Wiesen, Himmel, Kräuter in ihren Bildern spielen, antwortet sie: „Das alles ist vor allem Farbe.“ Ein Beispiel: Eines ihrer Bilder zeigt einen Hirsch. Sie malte ihn wie die meisten ihrer Arbeiten in Mischtechnik mit Acryl- und Pastellfarben. Mit scheinbar wenig Aufwand fürs Detail positionierte die Malerin den Hirsch im unteren rechten Bereich der Leinwand. Er sieht aus, als fühle er sich unbeobachtet, liegt einfach da; das Haupt erhoben blickt er ruhig in die Weite.

Anke Dinkelbach verausgabte sich nicht, ihre Motive Haar für Haar darzustellen, wie sie das menschliche Auge sieht. Sie beschränkt sich auf das, was ihr wesentlich ist. Dieses scheue und vorsichtige Wild befindet sich in einer relativ seltenen Situation, Es fühlt sich an seinem Platz sicher. So sicher, dass es zur Ruhe kommt und sich im warmen Abendlicht einfach wohlfühlt. Ziel der Malerin ist es, Wärme, Sicherheit und Imposanz dieses Wildes zu vermitteln. Dazu bedient sie sich einer Farbauswahl, die mit der sichtbaren Realität in der Natur kaum etwas zu tun hat. Aber ihre Farben helfen dem Betrachter ihres Bildes, etwa zu empfinden wie der Rothirsch empfindet. Und was für den Erleger des Keilers der Schrank ist, ist für Anke Dinkelbach das unrealistisch brennende Rot, mit dem sie die Ruhezone des Hirsches färbt.

In auffallend vielen Arbeiten dieser Malerin spielt das Blau eine wesentliche Rolle. „Bewusst geschieht das nicht,“ sagt sie, scheint aber bezüglich dieser Farbe genau das zu empfinden, was so viele Künstler und Denker darüber formuliert haben. Der Maler Paul Gauguin stellte die exotischen Schönheiten der Südsee oft in warmen Gelbtönen dar und gab ihnen blaue Einrahmungen und Hintergründe. Er war der Auffassung, keine andere Farbe wecke so sehr die Sehnsucht und die melancholische Suche nach Erfüllung menschlicher Träume wie das Blau. Auch Goethe war dem Blau verfallen. In seiner Farbenlehre schwärmte er in poetischer Manier: „Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare, fast unaussprechliche Wirkung. Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blau gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.“ Pablo Picasso versah die Farbe Blau in einem seiner Gedichte gar mit einem Superlativ: „Sie ist das Beste, was es in der Welt gibt. Sie ist die Farbe aller Farben.“

In Anke Dinkelbachs Bildern ist es häufig die Landschaft, die in Blautönen erscheint. Sie besteht aus Flächen und Fragmenten, hält sich zurück gegenüber dem eigentlichen Motiv beziehungsweise setzt das Wesentliche in atmosphärische Szene. Wie sehr allein eine farbige Fläche geeignet ist, das Hauptmotiv ins Rampenlicht zu befördern, zeigt das Bild eines Steinbocks. Er steht im unteren Bereich des Bildes. Das Hochgebirge, sein Lebensraum, existiert auf dieser Darstellung im Grunde nicht. Die Malerin wollte nicht die klare Struktur von Gesteinsmassen auf die Leinwand bringen. Auch ging es ihr nicht darum, das Wild in seiner typischen Färbung zu präsentieren. Stattdessen malte sie den Steinbock fast in Skizzenmanier, verlieh ihm mit sparsamen Pinselstrichen seine typische Charakteristik.

Die arttypischen Merkmale unterstreicht sie vor allem durch die Wahl ihrer Farben. Eine blaugraue Welt tut sich um den Steinbock auf. Jene unwirtliche Atmosphäre, in der es der Mensch kaum aushalten kann. Das Wild auf diesem Bild ist augenscheinlich gerade für diesen Härtebereich geschaffen. Es zeigt sich in den Farben seiner Umgebung, und das dunkle Rot im linken Bereich des Bildes wirkt geradezu, als bekomme die eisige tote Gesteinswelt lediglich durch das einzige Lebewesen auf diesem Bild Lebendigkeit.

Bilder, die das Reale scheinbar verfälschen und zeigen, was dem Auge verborgen bleibt, fallen in die Kategorie „Moderne Kunst“. Wer allerdings liest, wie bereits Aristoteles um 300 vor Christus über die Kunst philosophierte, fragt sich, ob der Begriff „Moderne Kunst“ überhaupt passt. Denn der alte Grieche war bereits der Meinung: „Zweck der Kunst ist es, den verborgenen Sinn der Dinge zu offenbaren, keinesfalls ihre äußere Erscheinung, denn in dieser tieferen Wahrheit liegt ihre wirkliche Gestalt, nicht in den äußeren Umrissen.“

Tiefere Wahrheit, Echtheit, Berechenbarkeit findet Anke Dinkelbach vor allem in Tieren. Mit ihnen verbindet sie allerdings kein Kuschelverhältnis. Als Reiterin entwickelte sie früh Durchsetzungsvermögen gegenüber großen Tieren. Und obwohl sie als Wuppertalerin nicht gerade in einer Jagdhütte aufwuchs, gibt ihr eine verstärkte Gesellschaft Rätsel auf, die aus Mitleid mit Tieren am liebsten Jäger leiden sähe. Sie meint: „Die überlegen gar nicht, was wohl härter ist: ein Rind in den Stress eines Schlachthofs zu führen oder zufriedenes Wild im Wald zu schießen.“

Als Malerin sieht sich Anke Dinkelbach „noch lange nicht am Ziel.“ Und wer von ihr erfährt, dass sie neben ihrem Beruf als Innenarchitektin und Malerin auch bereits Mode kreierte und als Model auftrat, ahnt, dass sie Recht haben könnte, wenn sie mit 45 Jahren sagt: „Ich bin gerade erst ein bisschen da, wo ich mal ankommen möchte.“

Andreas Kläne